INSTITUT FÜR REGIONALE SPRACHEN UND KULTUREN
Institute for Regional Languages and Cultures

Kontaktadresse: IDI Gerd Allmayer, Zirmkogelstraße 6,
A-5722 Niedernsill, Österreich, Land Salzburg
Telefon: 0043(0)720901785 Mail: idi.dialekt@gmail.com
Internet: www.idi-dialekt.at

IDI-INFORMATION

Nr.110 Dezember 2020

In dieser Ausgabe gibt es Corona bedingt kein Titelbild von einer Tagung, stattdessen eine kleine Auswahl an Mundartlektüre unserer Mitglieder, die die Vielfalt der einzelnen Regionen wiederspiegelt. Diese Vielfalt würde das Redaktionsteam gerne vertiefen, indem uns noch mehr Berichte, CD und Buchvorstellungen, Leserbriefe, Texte für die „Spitze Feder“, alles was interessant ist für eine Veröffentlichung in den IDI-Nachrichten, bereitgestellt würden.

IDI_Nr110_24Seiten_15_11.indd 1 15.11.2020 14:54:43

Solli mitnand,

ich möchte mich ab jetzt mit einem Vorwort in der IDI-Info an euch wenden. Gerne würde ich mit etwas Erfreulichem beginnen, aber die Corona-Kommunikationskrise hat auch für uns den direkten, menschlich-persönlichen Kontakt sehr erschwert, vor allem weil wir unsere Jahrestagung im Tiroler Imst, auf die wir uns so gefreut hatten, absagen mussten. Angelika Polak-Pollhammer und Annemarie Regensburger hatten unser Treffen akribisch vorbereitet, thematisch und organisatorisch. Daher schmerzt die Absage doppelt. Ihnen sei innigst gedankt, auch in der Hoffnung, dass sie für 2021 einen neuen Versuch starten. Ein Frühjahrstermin wird bei der momentan schwierigen Lage immer unwahrscheinlicher und eine Verschiebung in den Oktober 2021 scheint mir vernünftig. Die geplante Tagung 2022 im Bersntol in Italien ist an organisatorischen Schwierigkeiten gescheitert, sodass wir uns um eine Ausrichtung des übernächsten Jahrestreffens im Elsass bemühen werden. Leider mussten auch kleinere Begegnungen abgesagt werden, z.B. die „32. Internationale Schopfheimer Mund-Art Literatur-Werkstatt“ in Südbaden, die vorläufig auf das Wochenende vor Ostern 2021 verschoben wurde. Selbstverständlich habt ihr Dichterinnen und Dichter in der Coronamuße fleißig am Schreibtisch arbeiten können! Oder ging es euch wie mir? Eine ziemliche Lähmung, trotz bester äußerlicher Bedingungen, hat meinen Schreibfuror erheblich gedämpft. Streifzüge durch die heimatliche Landschaft um die Berge Köhlgarten und Belchen sowie Gartenarbeit unter paradiesischen Bedingungen boten schönen, lebendigen Ersatz. Gerade mal ein vozeigbares Gedicht entstand in den ersten Wochen.

Corona

uf em Chöhlgarte
zwei Bänkli
dass Abschtand chasch halte

kei Flieger untrem Himmel
e Stilli
wo numme s Wischpere hörsch
vom Wind
Berg hinter Berg hinter Berg

de Horizont
vom e Dunschtschleier gchrönt

e Heiligeschii

Aufmerksam machen möchte ich euch erneut auf unsere Rubrik **„Spitze Feder“**, wo kompetente, lyrikerfahrene Fachmenschen einen kritischen Kommentar zu von euch eingesandten Gedichten abgeben. Zu Silvia Bengesser-Scharinger neu hinzugewonnen werden konnten der Schweizer Schriftsteller, Dichter, Kritiker und Radiomann Dr. Christian Schmid, uns bestens bekannt von der Tagung in Stans, und Volker Habermaier, schwäbischer Germanist, Historiker und langjähriger Moderator der Schopfheimer Mund-Art Literatur-Werkstatt. Bitte schickt zu würdigende Gedichte mit dem Hinweis **„Spitze Feder“** an die Redaktion, die diese umgehend an eine der genannten Fachmenschen weiterleitet. Auffordern möchte ich euch zu jeglicher Mitarbeit, sodass wir ein lebendiges Forum für literarisches Schaffen in Mundart bleiben (oder auch werden) können, z.B. durch Zusendung interessanter Artikel, Buch- und CD-Besprechungen oder gerne auch durch Leserbriefe. Eine ganz große Erleichterung wäre es für den Vorstand, wenn wir eine Mithilfe in der Geschäftsführung (Kasse, IDI-Versand etc.) erhalten könnten, denn unser „Urgestein“ Josef Wittmann, der seit der IDI Gründung 1976 prominent tätig ist, möchte gern eine Nachfolgerin, einen Nachfolger einarbeiten. Jetzt wünsche ich euch Gewinn und Vergnügen beim Lesen der IDI-INFO 110, friedliche Weihnachten, ein gesundes und kreatives Neujahr 2021, in dem wir uns hoffentlich wieder persönlich begegnen können, euer Markus Manfred Jung

Inhalt

Vielfalt	1
Vorwort Präsident Markus Manfred Jung	2
Nachruf Karl Imfeld	3
Vortrag Christen/Müller	4
Kurt Werner Sänger	11
Otto Grünmandl Literaturpreis	15
Auf der Strecki	16
Buchvorstellung: Erwin Messmer	18
Mundart-Literatur-Ausflugstreffen	19
Spitze Feder	20
Niedernsiller Stund	22
Kolomaner-Mundartroas	23
Winterpause	24

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

KUNST

Impressum
Redaktion: IDI-Vorstand
Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer
Bilder: Beitragsverfasser, Gerd Allmayer
Druck: Internet-Druckerei

Karl Imfeld 1931–2020

Der Obwaldner Pfarrer, Mundartautor, Mundartlexikograf und Volkskundler Karl Imfeld ist am 19. August 2020 im Alter von 88 Jahren gestorben.

Wer Karl Imfeld gekannt hat, erinnert sich an sein Lachen, seinen Witz, seine Hellhörigkeit und seine Schlagfertigkeit. Seine Rede würzte er mit Redensarten, Sprüchen und Kalauern, denn er war ein wandelndes Lexikon der Obwaldner Mundart und des Innerschweizer Brauchtums. Karl, der in Sarnen als Sohn eines Fabrikarbeiterehepaars aufwuchs, in Chur Theologie und Philosophie studierte, 1957 zum Priester geweiht wurde, und dann in Chur und Kerns als Pfarrer amtete, kam erst spät zum literarischen Schreiben. Sein Freund Julian Dillier holte ihn ins IDI. Und dort verliebte er sich in die Neue Mundartliteratur, in der er sich 1978 mit seinem Erstling «Dischtlä sind ai Bliämä» zu Wort meldete. Ihm folgte 1979 das «Markusevangeeli Obwaldnerdytsch» und 1982 «Vertraht churzi Gschichtli». In seinen aphoristischen Gedichten oder Kürzestgeschichten, die manchmal chinesischen Pinselzeichnungen gleichen, fasst er mit wenigen Wörtern Figuren oder Verhältnisse. So den Helden: «Är hed ähuiffän / erläbd und eister / äch-ly miässä derzuälygä, / bis syni Gschichtä / wahr wordä sind.» Oder das Vorbild: «Är isch äso ricksichtsvoll gsi, / das är syner Läbtig niänä / acho isch, oni ufem Bahnhof.» Ins Obwaldner Gedächtnis hat er sich eingeschrieben mit seinem sehr populären «Obwaldner Mundart-Wörterbuch» von 2000 und seinem «Volksbräuche und Volkskultur in Obwalden» von 2006. Karl Imfeld war auch ein sehr guter Hörspiel- und Festspielautor. Für das Hörspiel «Pilgerzug» erhielt er 1987 den Hörspielpreis der Stiftung Radio Basel. Für die «Zweite Jodlermesse» von 1981, vertont von Jost Marty, schrieb er die Liedtexte, für das Oratorium «Bergpredigt» von 1990, vertont von Erwin Mattmann, das Libretto.

«‹Äs hed,› / hed disä gseit / und am Nagel / nu eis ufä Grind gä.»

Christian Schmid

Deutschschweizer Dialektliteratur – eine Auslegeordnung

Vortrag Universität Freiburg am 20. Februar 2020, Seminar Christen/Müller

Verehrte Damen und Herren,stellen Sie sich vor, Sie würden gebeten, in einem Vortrag eine Auslegeordnung der hochdeutsch geschriebenen Deutschschweizer Literatur zu machen. Was würden Sie tun? Sie läsen hoffentlich zuerst den Artikel «Deutschsprachige Literatur» auf «hls.ch», also im «Historischen Lexikon der Schweiz», und nicht den eher dürftigen Abschnitt «Literatur der deutschsprachigen Schweiz» des Wikipedia-Artikels «Schweizer Literatur». Darauf, vermute ich, griffen Sie nach einer Literaturgeschichte, z. B. nach der «Schweizer Literaturgeschichte» von 2007, herausgegeben von Peter Rusterholz und Andreas Solbach. Sie läsen einige wissenschaftliche Artikel zum Thema und blickten vielleicht noch in die eine oder andere Autorinnenbiografie. Wichtige Ordnungskriterien für Sie, das haben Sie gelernt, wären Epochen und Gattungen. Und schliesslich würden Sie Grenzen setzen und sagen, Sie beschränkten sich auf die Buchliteratur, liessen also Lied, Song, Spoken Word usw. beiseite.
Für Mundartliteratur – lassen Sie mich Mundartliteratur sagen, denn diese Bezeichnung ist, auch in der Wissenschaft, geläufiger als «Dialektliteratur» –, für Mundartliteratur funktioniert das eben Skizzierte viel weniger gut. Auf «hls.ch» finden Sie unter «Dialektliteratur» den Abschnitt «Deutschschweiz». Möchten Sie reiche bibliografische Angaben zu einem Handbuchartikel, läsen Sie «Dialektliteratur» im «Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft». In der Literaturgeschichte von Rusterholz und Solbach finden Sie im Inhaltsverzeichnis die Begriffe «Mundart» oder «Mundartliteratur» nicht. Ein Abschnitt «Die Mundartliteratur» überschrieben, füllt für die Zeit von 1830–1914 zweieinhalb Seiten. Wissenschaftliche Artikel zum Thema sind im zweiten Band des Handbuchs «Dialektologie» aus dem Jahr 1983 von Besch, Knop, Putschke und Wiegand nur zwei zu finden. Einen davon, sehr gewichtig und wichtig, von Walter Haas. Andere sind in oft schwer greifbaren kleinen Sammlungen und Zeitschriften erschienen. Es entginge ihrem scharfen Blick nicht, dass 1924, also vor knapp hundert Jahren, «Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz» von Otto von Greyerz herausgekommen ist, ein Buch von gut 100 Seiten. Das ist die einzige Geschichte der Deutschschweizer Mundartliteratur. Blickten Sie hinein, merkten Sie rasch, dass das Buch arg ideologisch gefärbt ist. Und schliesslich stellten Sie fest, dass es nur von einzelnen Mundartautoren und -autorinnen brauchbare Biografien gibt. Fazit: Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Mundartliteratur verdient nur eine Note: ungenügend. Literaturgeschichten und ausführliche Grundlagenwerke, welche sich mit Gattungen, Epochen, Themen, geistigen Strömungen, Mentalitätsgeschichte, Autorinnen, Autoren, Verlagen und ihren Netzwerken befassen, fehlen weitgehend. Oft sind Arbeiten über Autorinnen und Autoren wertlose Gefälligkeitsschriften.
Eine Ursache für diesen meines Erachtens bedauerlichen Sachverhalt könnte sein, dass Literaturmundart von Dialektologen und Dialektologinnen lange geringgeschätzt wurde. Sie interessieren sich ja vorab für die gesprochene Sprache. Noch 1977 schrieb Walter Schenker: «Dialekt [hat] da, wo er geschrieben wird, nicht mehr als Dialekt zu gelten. Wo also Dialekt in Literatur auftaucht, ist er grundsätzlich als lediglich simulierter Dialekt zu begreifen.»
Stellen Sie sich vor, ich behauptete, Hochdeutsch habe da, wo es gesprochen werde, nur mehr als simuliertes Hochdeutsch zu gelten. Sie würden mir zu Recht sagen, das habe doch nichts mit dem Wesen der Sprachform zu tun, sondern beträfe die Bereiche Schriftlichkeit und Mündlichkeit, die für jede Sprachform möglich sind.
Vor diesem Hintergrund möchte ich in meinen Ausführungen nicht die Auslegeordnung von Deutschschweizer Mundartliteratur vornehmen – die gibt es gar nicht –, sondern Ihnen zeigen, was für Auslegeordnungen möglich sind, d. h. wie man den Mundartliteraturgarten in Beete einteilen kann.
Zuerst müssen Sie den Zaun um den Garten ziehen. Das ist gar nicht so einfach, auch wenn Sie sich auf das in Buchform erschienene beschränken wollen. Interessieren Sie alle

Mundartbücher, müssen Sie, neben in Buchform publizierten Gedichten, Erzählungen, Romanen und Theaterstücken, jede Mundartsammlung von Liedern, Sagen, Märchen, Anekdoten, Kinderversen, Sprichwörtern, Theaterstücken für Schule und Volksbühne, Weihnachtsgeschichten, autobiografischen Geschichten, Mundartkolumnen, Mundartgeschichten für das Radio und Hörspieltexten sowie von Spoken-Word- und Comedy-Texten berücksichtigen. Dazu kämen noch in Mundart geschriebene Sachbücher, wie z. B. Valentin Binggelis «Hügelland. Der Oberaargou i sir Sprooch. E bäärndütschi Geografii» von 2011 und mein kürzlich erschienenes «Häbet nech am Huet! E Chiflete».

Sie wollen eingrenzen und sagen: Keine Texte aus überlieferter, ursprünglich oraler Volkskultur. Damit schliessen Sie z. B. Heinrich Gabathulers «Wartauer Sagen» von 1938 und Walter Sigi Arnolds «Urner Sagen» von 1994 aus; beide Sagenbearbeitungen sind jedoch mundartliterarische Kabinettstücke. Oder Sie müssten auf das Buch «As wöart schù wőőara Ma tuat wamma kaa» von 2010 verzichten; in ihrer lakonischen Kürze und Dichte beeindruckende Geschichten, welche die Diepoldsauerin Berta Thurnherr in ihrer Gemeinde gesammelt und aufgeschrieben hat.

Sie wollen wieder eingrenzen und sagen: Keine Texte, die für Mundartkolumnen in Zeitungen oder für Geschichtenrubriken am Radio geschrieben wurden. Dann fliegen z. B. Traugott Meyers «Radio-Plaudereie» «s Bottebrächts Miggel» von 1940, Klaus Schädelins Sammlung «Zytlupe» von 1986, Ruth Bietenhards Buch «Wörter wandere dür d Jahrhundert» von 1994 und Pedro Lenz' Sammlung «Radio» von 2014 raus.

Sie wollen ein drittes Mal eingrenzen und sagen: Nichts Autobiografisches. Dann müssen Sie z. B. auf die eindrücklichen Prosatexte der Othmarsingerin Sophie Hämmerli-Marti verzichten, die den meisten nur als Kinderversdichterin bekannt ist, auf Margrith Gimmels Buch «Ds Rötscheli. Chinderzyt im Byfang» von 1999 und auf Ueli Bietenhaders «Roote Holder ond anderi Gschichte vonnere Juget i de Altstätter Mundart verzellt» von 2003, beide unsentimentale Schilderungen gelebter Jugend in nicht einfachen Verhältnissen. Sie müssten vielleicht auch auf die beiden stark autobiografisch gefärbten Chüngold-Romane der Frutigtalerin Maria Lauber und auf die siebenteilige biographie romancée des Schaffhausers Albert Bächtold verzichten und damit auf den wohl besten Mundartromanautor der Deutschschweiz.

Wenn wir uns im Bereich des Mundartschrifttums streng auf das zurückziehen, was wir fiktionale Literatur nennen, dann machen wir den Zaun eng, denn in der Mundartliteratur hat das Fiktionale einen schwierigeren Stand als in den Literaturen der grossen Sprachen. Die Sprachform ist kleinräumig, die Produzentinnen und die Konsumenten von Literatur kennen die Verhältnisse, über die geschrieben wird. Oft kennen sie sich gegenseitig. Diese Nähe hat Folgen für das Haften am Hergebrachten und am Sosein einer Gemeinschaft und für das Ausbrechen aus ihr. Deutlich benannt hat das Iso Camartin in seinem Buch «Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen» von 1987: «Grenzen», schreibt er, «sind einer Literatur nicht nur durch das gesetzt, was den intellektuellen Kräften der Leserschaft zugemutet werden kann, sondern noch viel mehr durch Barrieren, die im Willen und in der Weltanschauung der Leser aufgebaut sind. […] Wo die sozialen Verhältnisse […] sehr überschaubar sind und die soziale Kontrolle sich vielfältig auswirkt, kommt man um Rücksichten und Anpassungen nicht herum. […] Wer hier […] bewusst aneckt, wird unweigerlich in die öffentliche Auseinandersetzung gezogen. Die Wächter über Brauch und Sitte erweisen sich meistens am längeren Hebel als die abweichlerischen Schriftsteller. Für den ‹Schlächter von heiligen Kühen› dürfte es sehr mühsam werden, künftighin einen Verleger für seine Werke zu finden.»

Wer mir bei der Diskussion über Mundartliteratur mit dem ewiggleichen Sermon kommt, Literatur sei doch einfach Literatur, sieht genau an diesen spezifischen Existenzbedingungen von kleinen Literaturen vorbei und will nicht wahrhaben, dass Mentalitäten kleiner Gemeinschaften die in ihr geschriebenen Texte stärker prägen als diejenigen, die in mobilen, urbanen, global vernetzten Gemeinschaften entstehen.

Distanz schafft Freiheit. Viele Autoren und Autorinnen können in der Emigration schreiben, was

ihnen zuhause Kopf und Kragen gekostet hätte. Unser manchmal süffisantes Lächeln über die vor allem ländliche ältere Mundartliteratur hat mit dem Verkennen dieses Sachverhaltes zu tun und sagt eigentlich mehr über uns als über die belächelte Literatur.

Nun zur Einteilung: Ich beginne mit dem einfachsten und wohl zurzeit populärsten Zweibeet-Modell. Im Jahr 1967 erschien Kurt Martis Gedichtband «Rosa Loui. Vierzg gedicht ir bärner umgangssprach». Dieses Buch gilt gemeinhin als Geburtsurkunde einer Neueren oder Neuen Mundartliteratur. Vorher Geschriebenes wurde folglich zur Älteren oder Alten Mundartliteratur. Sie erinnern sich oder wissen, dass diese Zäsur in die Zeit eines weite Teile der Welt umfassenden kulturellen Umbruchs fiel, den wir mit dem Kürzel «1968» oder «1968er-Jahre» bezeichnen. Es entstand eine markant neue Jugendkultur, Bürgerinnen und Bürger bewegten sich und ordneten die Gesellschaft soweit neu, als das vom Kapitalismus zugelassen wurde, und in der Kunst wurde Innovation vor Tradition bestimmend. So fasse ich das kurz und sicher ungenau zusammen.

Neu an der Neuen Mundartliteratur war, dass sich ihre Autorinnen und Autoren von Zwängen befreiten, welche in der Alten Mundartliteratur eine starke Wirkung entfaltet hatten. Ein beträchtlicher Teil der Mundartliteratur des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts antwortete auf die fortschreitende Industrialisierung und Urbanisierung sowie auf die zunehmende Mobilität und die Technisierung des Alltags, welche die althergebrachten Sitten und Bräuche und mit ihnen die Mundarten zu bedrohen schienen, mit einem Bewahrungsreflex. Sie heroisierte das traditionelle Bauerntum, hielt die Tugenden der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit hoch und machte es sich zur Aufgabe, die Mundarten zu pflegen. Die Alte Mundartliteratur richtete ihr Hauptaugenmerk auf die traditionelle bäuerlich-handwerkliche Welt. Ende der 1920er-Jahre, als sich Faschismus und Nationalsozialismus entwickelten, gingen diese Bestrebungen über in diejenige Haltung, welche die schweizerischen Werte von allen Anfechtungen von aussen bewahren wollte, in die Geistige Landesverteidigung. Die Mundartliteratur trug diese Geisteshaltung stark mit; viele Autorinnen und Autoren verstanden ihr Schreiben als Teil der Gemeinschaftsbildung und Volkserziehung. Das mag auch damit zusammenhängen, dass sehr viele Mundartautorinnen und -autoren Lehrerinnen und Lehrer waren. Mich interessiert diese Lehrerdominanz insofern, als ich mich frage, wie die Ausbildung und der Beruf die Stellung dieser Männer und Frauen in der Gemeinschaft, ihre Haltung gegenüber der Gemeinschaft und ihren Blick auf die Welt geprägt haben und wie sich das in ihrem Schreiben manifestiert. Es gibt mundartliterarische Texte, die nur von Lehrpersonen geschrieben werden konnten, z. B. Erzählungen über die Seminarzeit wie Simon Gfellers «Seminarzyt» von 1937, Albert Bächtolds «De Studänt Räbme» von 1947 und Maria Laubers «Chüngold in der Stadt» von 1954. Das 1924 erschienene Buch «Vo Ärbet, Gang ond Liebi» des Herisauers Walter Rotach beginnt mit dem Kapitel «Im Schuelhus vo Raubach». Die Hauptperson von Fritz Widmers Roman «Gluscht u Gnusch u Gwunger» von 1982 ist die stellenlose Lehrerin Eva. Ernst Burrens Erzählung «D Nacht vor dr Prüefig» von 1981 ist eine Schulgeschichte. Alle genannten Autoren und die Autorin waren im Schuldienst.

Es sei mir die Bemerkung erlaubt, dass auch der hochdeutsche Literaturbetrieb nicht frei war vom Geist der Geistigen Landesverteidigung. Das wird deutlich im Zürcher Literaturstreit von 1966, in dem der Zürcher Literaturwissenschaftler Emil Staiger den jungen Autoren vorwarf, in ihren Werken wimmle es «von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheusslichkeiten grossen Stils und ausgeklügelten Perfidien. Sie spielen in lichtscheuen Räumen und beweisen in allem, was niederträchtig ist, blühende Einbildungskraft.» Die jungen Autoren und ihre Werke seien heimatlos, behauptete Staiger.

Doch zurück zur Mundartliteratur: Die Vertreter der Neuen Mundartliteratur, viele von ihnen immer noch Lehrer, wollten von all diesen Zwängen nichts mehr wissen. Sie richteten ihren gesellschaftskritischen, dem Aufbruch verpflichteten Blick auf ihre Gegenwart und schrieben in der Mundart, die sie sprachen – deshalb der provokante Untertitel von Martis Gedichtband: «vierzg gedicht ir bärner umgangssprach».

Sie schrieben moderne, zum Teil konkrete Lyrik. Sie wagten sich an neue Themen und verfassten auch mundartliche Aktionstexte mit kurzem Verfallsdatum. Die wichtigsten Vertreter dieses Neuaufbruchs, die sich das Label «modern mundart» gaben, waren, neben Kurt Marti, Ernst Eggimann mit dem ersten Gedichtband «Henusode» von 1968, der Solothurner Ernst Burren mit dem ersten Gedichtband «Derfür un derwider» von 1970 und dem ersten Erzählband «Scho wider Sunndig» von 1971, Walter Vogt, dessen verstreute Mundarttexte eben im Band «hani gseit» in der «Edition spoken script» erschienen sind, Eugen Gomringer und etwas später Martin Frank, der mit seinem Homosexuellenroman «Ter Vögi ische Souhung» von 1979 in der Mundartliteraturszene für heftigen Wirbel sorgte. Grosse Wirkung erzielten auch die Mundartliedermacher, allen voran die 1965 gegründeten «Berner Troubadours» um Mani Matter mit ihrer ersten LP «Berner Troubadours – live» von 1971 und der Mundartrocksänger Polo Hofer, der mit den «Rumpelstilz» 1975 die erste LP «Vogelfuetter» herausbrachte. Werner Weber, Professor für Literaturwissenschaften der Universität Zürich, begrüsste 1967 Kurt Martis «Rosa Loui» mit Worten, die den Neubeginn emphatisch als Zäsur erklärten: «Die Röseli- und Gemüsegartenmissverständnisse, die Küsschenschämigkeiten und die Scheiden-tut-weh-Schleichereien: der ganze Trauerwonnezauber, in welchem die Mundart für den Dichter nicht einmal mehr dichtet und denkt, sondern nur noch selbsttätig abschnurrt – es ist überwunden.»
Webers Freudenruf und andere pauschale Abgesänge auf das, was vorher war, hatte zur Folge, dass in den Augen vieler die Alte Mundartliteratur als durch und durch ungeniessbar erschien. Man verpasste ihr, eine Bezeichnung für eine alte Radiosendereihe verwendend, das abschätzige Etikett «ds bbluemete Trögli». Weil die Literaturwissenschaft im Bereich Mundartliteratur nicht funktioniert, wurde dieser ramponierte Ruf nie wissenschaftlich fundiert korrigiert. Einer ärgerte sich öffentlich. Der damals junge Germanist Dieter Fringeli veröffentlichte 1967 den Artikel «Albert Streich und der Grossmaulraub» in dem er, Werner Weber zitierend, den Neuen Mundartliteraten einen «grossmauligen Aufmarsch» vorwarf und sie auf eine starke, beachtenswerte Alte Mundartliteraturtradition verwies mit Namen wie Paul Haller, Albert Streich, Maria Lauber, Gertrud Burkhalter, Albert Bächtold und anderen. Er warf den Kritikern vor: Ihr kritisiert, was ihr nicht gelesen habt. Im Jahr 1972 relativierte Fringeli die behauptete Zäsur zwischen alt und neu mit der Anthologie «Mach keini Sprüch. Schweizer Mundart-Lyrik des 20. Jahrhunderts», in der er von seiner Gegenwart über die Zäsur zurückschaute und für eine Kontinuität guter Mundartliteratur plädierte. Barbara Traber und ich haben 1987 mit der umfangreichen Anthologie «gredt u gschribe», in der Lyrik und Prosa berücksichtigt sind, Fringeli bestätigt.
Sie sehen: Das Zweibeet-Modell ist mit Vorsicht anzuwenden. Auch deshalb, weil Werke, welche die Welt der Alten Mundartliteratur ins Zentrum stellten, auch nach der Zäsur erschienen und zum Teil bis heute erscheinen, z. B. 1981 der Erzählband «Apartigi Lüt. Gschichten usem Ämmetal» von Helene Beyeler, 1983 der Erzählband «Alpsummer. Gschichti us em obere Simetal» und 1984 «Louigfahr. Gschichti us em obere Simetal» von Walter Eschler, 1986 der Band mit Erzählungen und Gedichten «Gstickts ond Gfädlets» und 1990 der Band «Was duu nüd sääscht! Eine Sammlung von Wörtern, Ausdrücken und Redensarten aus der Sprache des Appenzeller Hinterlandes» von Emmi Mühlemann-Messmer und viele, viele andere. Das Traditionsband, das uns mit der Alten Mundartliteratur verbindet, ist nie abgerissen.
In den 1980er-Jahren verstummte hingegen die Neue Mundartliteratur zunehmend und schwächelte in den 1990er-Jahren. Die 1990er-Jahre waren die grosse Zeit der autobiografischen Mundartbücher. Endlich wagten sich Frauen zu sagen, wie das Leben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für sie gewesen war. Ich will Ihnen nur die bekannteste nennen: die Bäuerin Hanni Salvisberg aus Rosshäusern. Von ihren beiden Büchern «Bach- u Wöschtag» von 1998 und «Züpfe u Suppe» von 2002 verkaufte der Verlag über 90‘000 Exemplare.
Die Neue Mundartliteratur kam erst ab 2000 wieder in Schwung, als die Spoken-Word-Kultur bei uns Fuss fasste. Heute bekannte Autorinnen und Autoren wie Pedro Lenz, Guy Krneta,

Achim Parterre, Stefanie Grob, Beat Sterchi, Rolf Hermann, Renato Kaiser, Gerhard Meister und Christian Schmutz sind alle in der Spoken-Word- und/oder der modernen Theaterszene tätig. Damit genug vom Zweibeet-Modell.
Das zweite Modell, das ich Ihnen vorstellen möchte, ist das Einzeldialektbeet-Modell. Es ist das älteste. Viele Publikationen und Betrachtungen beschäftigen sich mit der Mundartwortkunst eines Kantons oder einer Region. Dass diese Sichtweise vor allem in populären Arbeiten über Mundartliteratur vorherrschte und vielleicht noch heute vorherrscht, hat wohl mit der Tatsache zu tun, dass wenige Leserinnen und Leser sich über ihre eigene Mundart hinauswagen, auch wenn sie wissenschaftlich tätig sind. Wer Mundart liest, liest meistens ihre oder seine Mundart. Auch Verlage produzierten und produzieren oft für eine Mundart, wie früher der Berner Francke-Verlag und heute der Cosmos Verlag in Muri bei Bern. Man begegnet der Einteilung nach Regionen in alten Anthologien, wo die Texte in der Regel nach Kantonen geordnet sind, z. B. in «Aus allen Gauen. Dichtungen in den schweizerischen Mundarten» von 1896 bis in der von Georg Thürer herausgegebenen Anthologie «Holderbluescht» von 1962. Im Jahr 1889 veröffentlichte der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte Autor von Alpenromanen Jakob Christoph Heer das Buch «Die zürcherische Dialektdichtung», 1949 Walter Jost, der Autor des «Alibaba baseldytsch», die längere Abhandlung «Von Geist und Form der Basler Mundartdichtung», 1969 Hans Sommer «Volk und Dichtung des Emmentals», 1989 Roland Ris «Bibliographie der berndeutschen Mundartliteratur». Im Jahr 1942 erschien die Anthologie «Bluemen us euserem Garte. Eine Auswahl von zürichdeutschen Gedichten» von Adolf Guggenbühl und Karl Hafner, 1986 «Murtebieter Bröcheli. Mundarttexte aus dem Murtenbiet», 1996 «Am Rhii. Mundarttexte aus Vorarlberg, Liechtenstein und der rheinnahen Ostschweiz» von Roman Banzer und anderen. Wer die Mundart einer Region im Blick hat, weiss, für welches Publikum sie oder er schreibt. Die Grenzen können eng für einen Ort, eine geschlossene Mundartregion oder weiter über Mundart- oder Landesgrenzen gezogen werden, wenn, wie im letzten Beispiel, ein Fluss, ein See oder ein markanter Berg das verbindende Element ist.
Der Vorteil dieser Betrachtungsweise ist in der Regel ihre Vollständigkeit. Aus der untersuchten Region werden alle Autoren und Autorinnen aufgeführt, die im untersuchten Zeitraum Mundarttexte geschrieben haben. Dieser Vorteil wir insofern zum Nachteil, als auch jene genannt werden, die nur vereinzelte Texte in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht haben, und die Autorinnen und Autoren von mundartlichen Sachtexten aller Art. Oft äussert sich in regionalen Arbeiten zum Mundartschrifttum, vor allem wenn es um kleine ländliche Regionen geht, ein unkritischer, nicht nach der Qualität des Geschriebenen fragender, unverblümter Lokalpatriotismus; es geht darum zu zeigen, was man alles vorzuweisen hat.
Eine dritte Möglichkeit, die Mundartliteratur auszulegen, ist das Modell der Periodisierung. Weil sich die Epochengliederung der hochdeutschen Literatur nicht auf die Mundartliteratur übertragen lässt – man kann nicht von der Mundartliteratur der Weimarer Klassik, der Romantik, der Gründerzeit, des Naturalismus, des Expressionismus usw. sprechen – teilt man die Mundartliteratur oft nach Jahrhunderten ein. Jakob Christoph Heer widmet in seinem Buch «Die zürcherische Mundartliteratur» von 1889 je ein Kapitel Martin Usteri, Jakob Stutz und August Corrodi. Ein viertes Kapitel heisst «Die dichtenden Zeitgenossen von Stutz, Corrodi und die neuere mundartliche Dichtung». Das fünfte und letzte ist mit «Die mundartliche Kinderliteratur» überschrieben. Das Buch ist ganz auf die grossen Zürcher der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fokussiert.
Walter Jost erläutert in seiner bereits erwähnten Schrift «Von Geist und Form der Basler Mundartdichtung» im ersten Teil «Die Dichtung vor 1900», im zweiten Teil «Die Dichtung nach 1900». Hans Trümpy stellt im zweiten Teil seines Buches «Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert» die Mundartliteratur dieses Zeitraums vor.
Stefan Sonderegger behandelt in seiner Überblicksdarstellung in den «Appenzellischen Jahrbüchern» von 2001 die «Appenzellische Mundartdichtung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts».
Roland Ris setzt in seinem Aufsatz von 1987

«Die Berndeutsche Mundartliteratur» folgende Zeitabschnitte: Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur ersten Blüte um 1830 – Im Zeichen Gotthelfs: die Zeit von 1830 bis 1890 – Von der Oppositions- zur Staatsliteratur: die Zeit von 1890 bis 1920 – Heimat und sozialer Aufbruch: die Zeit von 1920 bis 1945 – Bodenständigkeit und Innerlichkeit: die Zeit von 1945 bis 1965 – Gemeinschaft und Experiment: Berner Chansons und Modern Mundart-Dichtung – Tradition und Innovation: die Zeit von 1975 bis 1987.

Sie sehen, Roland Ris' Periodisierung ist ganz auf die berndeutsche, im engeren Sinn nur auf die mittelbernische Mundartliteratur zugeschnitten, denn das Berner Oberland wird von ihm nur am Rand beachtet. Auf die Zürcher oder Basler Mundartliteratur liesse sie sich nicht tel quel übertragen. Interessant ist, dass Otto von Greyerz seine Mundartliteraturgeschichte von 1924 mit Gattungsbegriffen gliedert und nicht nach Zeitabschnitten. Damit stellt sich die Frage, die mich brennend interessiert: Wie liesse sich die Deutschschweizer Mundartliteratur auf eine wissenschaftlich brauchbare Art und Weise periodisieren? Wann fängt sie an: Beginnt man mit den Prosadialogen im 17. Jahrhundert bis zu den Dialogen der Helvetik, mit der Kunstpoesie vor 1798, zu der z. B. die Lieder des Solothurner Altrates Karl Stephan Glutz gehören. Oder mit der Kunstpoesie von 1798 an, z. B. mit den Liedern der Luzerner Joseph Ineichen und Jost Bernhard Häfliger und den Liedern des Berners Johann Rudolf Wyss? Liesse sich darauf eine Entwicklung zu einer ersten Blüte um 1850 bis 1870 postulieren, die stark städtisch geprägt war, z. B. mit den Mundartidyllen und Liedern des Zürchers Johann Martin Usteri (1763–1827), mit den drei Mundartidyllen des Zürchers August Corrodi, die von 1857 bis 1860 erschienen, mit den Idyllen des Baselbieters Jonas Breitenstein aus den 1860er-Jahren, Emma Krons «Bildern aus dem Basler Familienleben» von 1867 und Jakob Burckhardts Gedichtband «E Hämpfeli Lieder» von 1853 sowie Theodor Meyer-Merians – auch er ein Basler – Gedichtbände von 1857 und 1860? Wie fasst man in dieser Zeit den Einfluss Johann Peter Hebels, der 1803 mit seinen «Allemannischen Gedichten» der Mundartdichtung einen starken Impuls gab? Dann die Zeit nach Gotthelf mit dem Einsetzen der Dorfgeschichte, der Novelle, des Romans und des Volkstheaters mit einer zweiten Blüte der Erzählliteratur, jetzt mit ländlichem Schwerpunkt, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit der bereits die Zeit des Bewahrens beginnt. Sie ist eine Folge des befürchteten Traditionsverlusts durch die industrielle Revolution. In der Zeit der Geistigen Landesverteidigung verstärkt sich dieser bewahrende Reflex. Dann die Verweigerung der Bewahrungszwänge in den 1960er-Jahren mit einer dritten Blüte im Bereich der neuen Mundartliteratur. Deren Abklingen Ende der 1980er-Jahre. Die kurze Blütezeit der autobiografischen Mundartliteratur in den 1990er-Jahren, in der sich viele Frauen zu Wort melden. Ab 2000 ein erneutes Erblühen der Mundartliteratur, in der moderne Formen wie Spoken Word und Rap eine wichtige Rolle spielen. Ich kann in der gegebenen Kürze nur Andeutungen machen, aber Sie sehen, dass hier viel wissenschaftliche Arbeit zu leisten wäre, die endlich, endlich eine vernünftig erforschte Mundartliteraturtradition in ihrem ganzen Umfang, d. h. ohne regionales Gärtchendenken, sichtbar werden liesse. Natürlich müsste man auch zu erklären versuchen, aus welchen Gründen sich Autorinnen und Autoren zu verschiedenen Zeiten für die Mundart als Literatursprache entschieden haben. Man müsste zudem zu erklären versuchen, weshalb Mundartliteratur vor allem von Lehrpersonen, Pfarrern, Beamten, Ärzten geschrieben wurde und selten von Bauern, Bäuerinnen, Handwerkern und Unternehmern.

Damit komme ich, um Ihnen ein Ende meiner Ausführungen anzudeuten, zur vierten und letzten möglichen Auslegeordnung, derjenigen nach Gattungen. Sie ist lohnend, weil wir mit ihr die Entwicklung einer Gattung, die wir als Parameter fixieren, im Lauf der Zeit beobachten können. Auch hier kann ich nur einige Fingerzeige geben, die im Bereich der Mundartliteratur von besonderem Interesse sein könnten:

Ich habe Sie im vorherigen Abschnitt darauf aufmerksam gemacht, dass es in der ersten Blütezeit der Mundartliteratur um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine reiche mundartliche Idyllendichtung gegeben hat. Die grossen Namen dieser Zeit waren Johann Martin Usteri, August

Corrodi und Jonas Breitenstein. Die grosse Versdichtung, oft in Hexametern, hat sich in der Mundartdichtung bis heute erhalten. Zu nennen wären hier der Zürcher Oberländer Jakob Stutz mit seinen «Gemälden aus dem Volksleben» aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die beiden Aargauer Paul Haller mit dem «Juramareili» von 1912 und Reinhold Bruder mit «Chliini Lüt» von 2011 und «Zletscht am Änd» von 2018, vielleicht noch der Basler Walter Jost mit seinem «Alibaba baseldytsch» von 1953. In der Mundartlyrik herrschte neben den langen Formen über zwei Jahrhunderte lang das volksliedhafte, strophische Reimgedicht vor. Es ist bis heute in den Texten des Mundartpop und -rock sowie der Folklore sehr beliebt. Die bekanntesten Autorinnen und Autoren in der Blütezeit dieser Gattung in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren die Othmarsingerin Sophie Hämmerli-Marti, der Solothurner Josef Reinhart, beide mit Erstlingen am Ende des 19. Jahrhunderts. Dann im 20. Jahrhundert der Einsiedler Meinrad Lienert mit seiner grossen Sammlung «S Luzilienis Schwäbelpfyffli» von 1906, der Berner Carl Albert Loosli mit «Mys Ämmital» von 1911, in dem er auch klassische Formen wie Sonette, Ghasele, Terzinen und Kanzonen schrieb, die Bielerin Gertrud Burkhalter, der Brienzer Albert Streich und seine Bewunderin, die Frutigtalerin Maria Lauber. Interessant wäre in diesem Bereich eine Untersuchung der Sprache, die bis zu Lienert sehr diminutivhaltig war und dann bei Burkhalter, Streich und Lauber den Ton markant änderte. Auch die musikalische Umsetzung wäre eine Untersuchung wert: Kompositionen für klassische Solostimmen, für Chöre und moderne Arrangements für Songs, wie sie z. B. der Liedermacher Christoph Trummer jüngst mit Texten von Maria Lauber vorgenommen hat.

Im Bereich der modernen Lyrik sind neben den Klassikern Kurt Marti, Ernst Eggimann und Ernst Burren weitere namhafte Lyrikerinnen und Lyriker der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu nennen wie der Obwaldner Julian Dillier, die Zürcherin Barbara Egli, der Luzerner Kuno Raeber mit Mundartgedichten in seiner Sammlung «Abgewandt zugewandt» von 1985 sowie der Zuger Max Huwyler. Und schliesslich im 21. Jahrhundert z. B. der St. Galler Erwin Messmer, der Berner Hans Jürg Zingg und Hanspeter Müller-Drossaart mit dem obwaldnerdeutschen «zittrigi fäkke» von 2015 und dem urnerdeutschen «gredi üüfe» von 2018 neben vielen anderen. Unbedingt erwähnen muss ich hier die Walserdeutsch schreibende Pomatterin Anna Maria Bacher, die seit ihrem ersten Gedichtband «Z Kschpel vam Tzit» von 1983 und bis heute als eine der herausragendsten Lyrikerinnen im alemannischen Raum gelten darf. Heinz Holliger und Thüring Bräm haben Texte von ihr für klassische Kompositionen verwendet.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Mundarterzählung die dominierende Gattung. Hier dürfte es am schwierigsten sein, sich einen Überblick zu verschaffen und die Fülle des Vorhandenen zu ordnen. Von der Sagenerzählung, wie Sie Heinrich Gabathuler in den «Wartauer Sagen» von 1938 vorbildlich beherrschte, bis zur literarischen Weiterentwicklung dieses Genres in den Erzählungen des Sargansers Hans Bernhard Hobi. Volkskundliche Erzählungen, wie wir sie von der Frutigtalerin Maria Lauber, vom Willisauer Volkskundler Josef Zihlmann, von der Thurgauerin Anna Elisabeth Forster und von der Rheinwalderin Erika Hössli kennen. Autobiografische Erzählungen vom Land und aus der Stadt, die zeigen wie man früher gelebt und gearbeitet hat. Diese Gattung ist bis heute sehr lebendig. Bauern- und Dorfgeschichten, die es aus allen Teilen der Deutschschweiz gibt. Im Bernbiet haben sie in der Nachfolge Jeremias Gotthelfs in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sicher einen Schwerpunkt mit Autoren wie Simon Gfeller, Karl Grunder Karl Uetz, Carl Albert Loosli und Elisabeth Burkhalter.

Hier die wohl wichtigste Frage: Weshalb hat die ganze mundartliche Dorf- und Bauernliteratur neben der Mechanisierung der Landwirtschaft und dem Bauernsterben vorbeigeschrieben und die alten Tugenden der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit gepredigt? Weshalb gibt es bei uns keine Autorin wie die Bauerntochter Maria Beig aus Oberschwaben, deren ganzes erzählerisches Werk vom Verschwinden des traditionellen Bauerntums handelt? Es gibt ältere Erzählungen, die sich nicht den Bauern- und Dorfgeschichten zurechnen lassen, wie z. B.

diejenigen des Winterthurers Carl Biedermann, der in Rafz mit Strohhüten und anderem handelte, in der Sammlung «Erzellige us Stadt und Land» von 1889. Dann natürlich die ganze moderne Mundarterzählkunst, wie diejenige von Ernst Burren, Guy Krneta, Pedro Lenz und Achim Parterre. Sie merken, ich komme in Verlegenheit: Wie ordnet man diese überbordende Fülle? Charakteristisch für die Deutschschweizer Mundartprosa ist ihr Reichtum an Romanen, von Rudolf von Tavels Erstling «Jä gäll, so geit's!» von 1901 bis zu Stef Stauffers «Hingerhang» von 2018, Michael Nejedlys «Es het nid ufghört Tag z si» von 2019 und Andreas Neesers «Alpefisch», der in Kürze erscheinen wird. Stark vertreten ist hier der historische Roman, dem viele Werke Rudolf von Tavels zuzurechnen sind, über Traugott Meyers «S Tunälldorf» von 1938, «Dunggli Wolgga ob Salaz» von 1967 des Untervazers Josef Hug, die Romane des Berner Seeländers Werner Marti, «Niklaus und Anna» von 1995 und «Dä nid weiss, was Liebi heisst» von 2001, bis zum monumentalen Roman «Di Grooss Revoluzioon» von 2009 des Zürchers Viktor Schobinger. Es gibt Bauernromane von Simon Gfeller, Hermann Hutmacher und anderen, Frauenromane von Christine Kohler, Kriminalromane von Viktor Schobinger und Achim Parterre.

Ich muss zum Ende kommen, ohne das sehr wichtige Mundarttheater und das Mundarthörspiel behandelt zu haben, und ohne etwas gesagt zu haben zur ausgezeichneten Übersetzungsliteratur von August Corrodis Übersetzungen der Gedichte des Schotten Robert Burns, über die vielfältige Bibelübersetzungsliteratur bis zur «Odyssee bärndütsch», Schwaars Ramuz-Übersetzungen und seiner Übersetzung des Romans «Die sieben Brüder» des Finnen Aleksis Kivi bis zur Übersetzung der Shakespeare-Sonette ins Walliserdeutsche von Markus Marti.

Die Mundartliteratur braucht wissenschaftliche Beachtung, damit sich eine Tradition entwickeln kann, die mehr ist als das liebevolle Harken mundartregionaler Kleinstgärten. D. h. die Deutschschweizer Mundartliteratur braucht Sie. Es gibt viel zu tun, packen Sie's an!

Christian Schmid

Gegen volkstümelnde Krähwinkelei

Von Kurt Werner Sänger

In diesen Zeiten aufgeblühten völkischen Gedankengutes keimt auch populistischer Dialektfolklorismus. Der Bad Vilbeler Dialektdichter- und forscher Kurt Werner Sänger wendet sich in einem Beitrag für den Landboten gegen volkstümelnde Krähwinkelei und Sonntagsheimaten. Sänger wendet sich dagegen, einen hessisch Dialekt zu erfinden.

Es gibt kein Hessisch

Hessisch als gemeinsames sprachliches und kulturelles Merkmal aller Hessen gibt es nicht. Das Bundesland Hessen wird per Proklamation im September 1945 von General Eisenhower geschaffen. Die bis dahin historisch nicht einheitlich verfassten Kernterritorien aus Kurhessen, dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt und Hessen-Homburg, der Freien Reichsstadt Frankfurt, dem Fürstentum Waldeck und dem Herzogtum Nassau werden zu einem Staatsgebilde mit Regierungssitz in Wiesbaden und den Regierungsbezirken Kassel, Wiesbaden und Darmstadt ungeachtet ihren jeweiligen kulturellen Ausrichtungen zusammengeführt.

Der heute irrtümlich als Hessisch verstandene Dialekt entspricht dem Sprachgebrauch des Südhessischen in der Metropolregion Rhein-Main. Ein neuzeitlicher rheinfränkischer Mischdialekt, der unter Dialektologen heute als „Neuhessisch" bezeichnet wird als ein vergleichsweise moderner Regiolekt, dessen Einfluss gegenwärtig von Aschaffenburg bis Mainz und von Darmstadt bis in die Wetterau, in den Vogelsberg und in das Mittelhessische bis in den Raum Gießen mit rund 6,7 Millionen Menschen reicht, so die Statistik des Rhein-Main-Verkehrsverbundes. Ein Regiolekt, den Spötter als „RMV-Deutsch" oder als „Bembel-Hessisch"bezeichnen.

Bembelhessisch macht Karriere

Bundesweit wird jedoch einzig dieser Dialekt als moderne städtische Ausgleichssprache durch Fernsehserien der Familie Hesselbach, durch Prunksitzungen zur Mainzer Fastnacht oder durch den Blauen Bock mit Heinz Schenk (1924 – 2014) und Lia Wöhr (1911 – 1994) populär. Schenk versteht es mit breitem Schlappmaul genial, den rheinhessischen Mainzer Dialekt

(„Roih-Hessisch“) als das „Hessische“ schlechthin zu verkaufen. Ein „weisch“ eingeschliffener „Medialekt“, den der gebürtige Friedberger und Wetterauer Wolf Schmidt (1913 – 1977) in seiner Rolle des „Babba Hesselbach“ als „Kompromisshessisch“ bezeichnet hat, um Irrtümern angesichts der Vielfalt der hessischen Dialekte vorzubeugen. Denn die Sprachräume in Hessen gliedern sich auf ungefähr vier Kernregionen mit angrenzenden Mischdialekten. Im Norden wird Niederdeutsch (Plattdeutsch) und Ostfälisch gesprochen, im Nordosten und in der Rhön Thüringisch sowie Osthessisch (Rhöner Platt) und Mainfränkisch. In Mittelhessen bestimmen Oberhessische Zungenschläge, im Süden rheinhessisch-fränkische Mäuler das Alltagsgeschehen mit Ausnahme der Odenwälder Landstriche (Ourewäller Platt).

Das Hinterländer Platt, eine nordwestliche Varietät des alten Oberhessischen mit noch unterschiedlichen Lautformen (Ortsdialekten), zählt noch zu den älteren Dialekten in Hessen, deren Strukturen teilweise noch aus dem Althochdeutschen ableitbar sind und deren Lautsystem mit dem Mittelhochdeutschen verbunden ist. Sie stehen im Kontext der zweiten Lautverschiebung, die das Mittelhochdeutsche vom Niederdeutschen (Plattdeutsch) trennt. Der für fremde Ohren noch eigentümlich klingende Hinterländer Dialekt gehört sprachgeschichtlich den westmitteldeutschen-fränkischen Sprachgruppen an, wobei dem Oberhessischen noch einmal eine besondere Stellung zukommt. Es bildet eine Brücke zwischen dem mittelhessischen rheinfränkischen Süden sowie dem niederhessischen und niederdeutschen Norden.

Mit der heimischen Industrialisierung durch die Buderus Dynastie und der Entwicklung des modernen Verkehrswesens (Eisenbahn) im Einzugsgebiet der Lahn mit der Folge der Überschreitung kleinräumiger, kultureller und territorialer Grenzen sowie der Verstädterung, der Bildungsreformen und des Aufkommens neuzeitlicher Medien (Zeitung, Kino, Rundfunk) unterliegen diese Hinterländer Dialekte dem Sprachgebrauch des Neuhochdeutschen mit ebenso vielfältigen Änderungen – wie auch in anderen Regionen -, insbesondere im Wortschatz (Lexikon), durch die Übernahme an Lehnwörtern sowie einem neuzeitlichen Bedeutungswandel, wobei die phonetischen Basisformen (Lautgestalten) beim Hinterländer Platt im Wesentlichen erhalten geblieben sind.

Demnach wird das stimmlose „s“ wird zu „sch“ verschliffen, das „r“ als retroflexes Zungen-„r“ (mit der Zunge an den Gaumen gedrücktes gerolltes „r“) gesprochen. Zu den weiteren Besonderheiten gehört der Wandel der stimmlosen Laute „k“, „p“ und „t“ zu stimmhaften „g“, „b“ und „d“, sowie das Verschleifen des „er“ zu „a“ vor allem in der Endsilbe (Wetterau – Wearrera). Besonders auffällig sind die sogenannten gestürzten Diphtonge. Die mittelhochdeutschen fallenden Zwielaute „ie“, „üe“, und „uo“ erscheinen als steigende Zwielaute „äi“, „oi“ und „ou“. Alle Diphtonge werden eindeutig betont, so dass es nicht zu einer Verwechselung beispielsweise von „ai“ und „äi“ kommt. Der Laut zwischen „a“ und „o“ wird durch „oa“ realisiert. Der Buchstabe „v“ wird zum „w“ oder „f“ je nach dem Lautstand des Wortes (Vogel – Fuchel, Blumenvase – Bleammewase) und „äu“ und „eu“ wird zu „oi“ (Kräuter – Kroira, Leute – Loire), „ch“ wird zu „k“ oder zu „x“. Bei Eigennamen bleiben in der Regel die Standardformen der Schreibweisen bestehen.

Das verborgene Französisch

Eine besondere Bedeutung in der kulturellen Entwicklung Hessens kommt Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Zuzug der aus Frankreich vertriebenen protestantischen Hugenotten und Waldensern zu. Hessen wird ein Einwanderungsland für religiös und politisch Verfolgte. Es kommt zu Neugründungen zahlreicher Städte und Siedlungen in den Provinzen Hessens.

Aber noch prägender wird der französische Einfluss auf die Dialekte infolge der Französischen Revolution und des Machtstrebens Napoleons. Zahlreiche Lehnwörter und Redewendungen entlang den ehemaligen Rheinprovinzen (Rheinbundstaaten) bestimmen heute noch die Dialekte im Rheinland-Pfälzischen sowie im Südhessischen und Mittelhessischen.

Das „Schäszelong“ (Chaiselongue) oder die „Schossee“ (Chaussee) mit seinem „Schondärm“ (Gendarm) wie der Frankfurter Kleingarten als „Schardengsche“ (Jardin) mögen als Beispiele hierfür stehen, wenngleich der Ursprung des Gärtchens wiederum im Germanischen „garda“ zu finden sein soll, also ein

schon mal durch das Hintertürchen geliehenes Lehnwort, das fröhlich durch die Mäuler spaziert wie selbstverständlich heute durch unseren „Goarde“ – sofern man noch einen besitzt und nicht seinen Urlaub am Gardasee verbringt. So dreht sich´s im Kreis! Wer indessen zu erotischen „Fisimatenten“ neigt, dürfte im Militärlager napoleonischer Besatzungssoldaten Anfang des 19. Jahrhunderts sein Vergnügen gefunden haben. „Visitez ma tente“ (besuche mein Zelt) sollte die eindeutige Aufforderung an junge Mädchen gelautet haben, denen der elterliche Rat mitgegeben war, nur keine „Fitzematenten“ machen, wenn auch die volkstümliche Ableitung nicht ganz den sprachwissenschaftlichen Deutungen entspricht, so doch das Schmunzeln erlaubt bleibt.

Jiddisch und Manisch

Will man einmal „Tacheles“ reden, stehen uns ebenfalls eine Fülle an Lehnwörtern aus dem Jiddischen zur Verfügung. Nach der „Maloche“ sollte beispielsweise keiner mehr unterhalb des Mindestlohnes „abgezockt“ werden, um nicht existenziell in der „Pleite“ zu landen. Ein „Schlamassel“, der dem „Großkotz“ fremd ist, schöpft er doch gerade seinen „Reibach“ da heraus, was der „ausgekochte“ Gewerkschaftler gar nicht „dufte“ findet und sich heute bis ins kleinste „Kaff“ herumgesprochen hat. „Mauscheln“ geht da nicht mehr, alles andere wäre „Stuss“, der aber genau den „Zoff und Zores“ der Politiker ausmacht, weshalb sie nach ihren Debatten so ziemlich „geschlaucht“ (erschöpft) aussehen. Geradezu erfrischend in der regionalen Sprachgeschichte ist die Verknüpfung der mittelhessischen Dialekte mit Lehnwörtern aus dem Manischen, ein im Raum Gießen, Wetzlar und Marburg ausgestorbener Soziolekt. Wer zum Beispiel mit einer „schickeren Chefmoss“ beim „Pimpern“ in einer zwielichtigen „Katschemme“, einer „Schockelemaibaitz“, von einem „Schlawiner“ mit einem „Spannuckele“auf der Nase heimlich „ofgeluert“ wird, dem geht der Ruf des „Meckes“ nach, ein nicht zur Sippe gehörender und frecher Mensch zu sein. Das mag ein jeder „raffen“, so wie es einem „Spanner ogedäält“ist – oder auch nicht. Am Ende muss er sich selbst entspannen wie der Autor sich hier einer Übersetzung in aller Höflichkeit entzieht und uns lehrt: Es lebt ein jedes Maul zugleich im Geschwätz des Nachbarn auf – und davon – , wie sich die Mäuler einander begegnen und sich im Alltag verreißen. Oder – um es frei mit Johann Wolfgang Goethe zu sagen – brummt ein jeder Bär nach seiner Höhle, aus der er kommt, ungeachtet seiner stürmischen und drängenden Wetzlarer Leidenschaften.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges und nach der Schreckensherrschaft und den Verbrechen der Nazis müssen allein in Hessen neben den Evakuierten aus den zerbombten Städten nahezu eine Million Menschen aus den ehemaligen Ostgebieten des in Trümmern untergegangenen Deutschen Reichs aufgenommen und integriert werden, insbesondere in Hessen aus den ost-, mittel- und südeuropäischen Ländern aus Ungarn, der Tschechoslowakei und des Sudetenlandes. Wenn auch die gemeinsame Standardsprache diese Integrationsleistungen befördert, so bleiben doch die jeweiligen Dialekte, die Lebensgewohnheiten und Bräuche der Heimatvertrieben in der ersten und zweiten Generation neben den alteingesessenen Varietäten als Identifikationsmerkmale auf dem Lande bestehen. Sie bilden in den Anfangsjahren der Bundesrepublik eigens errichtete Siedlungen und Parallelgesellschaften gegenüber den Alteingesessenen aus, nicht selten mit spannungsgeladenen Vorurteilen und Schmähungen.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Bundesrepublik kommen Gastarbeiter mit ihren Sprachen, Lebensgewohnheiten und Dialekten nach Hessen. Deren Sprachkurs beginnt am Arbeitsplatz, beim Kollegen am Fließband, auf der Baustelle oder bei der Müllabfuhr. „Wasguggsdu?“, lautet die Antwort auf das Anderssein. Hochdeutsch wird dort nicht gesprochen. Sie waren und sind maßgebend an den Aufbauleistungen in Hessen beteiligt, insbesondere in den Metropolregionen Kassel, Gießen und Wetzlar, zu guter Letzt in Frankfurt, das sich aufgrund seiner zentralen Verkehrslage zu einem europäischen Wirtschaftsstandort und zur heutigen internationalen und multikulturellen Bankenmetropole entwickelt.

Entsprechend ist es 1989 politisch konsequent und bundesweit ein Novum, ein Amt für multikulturelle Angelegenheiten zu schaffen. Heute heißt der Hessische Minister für Wirtschaft, Energie, Verkehr und Landentwicklung Tarek

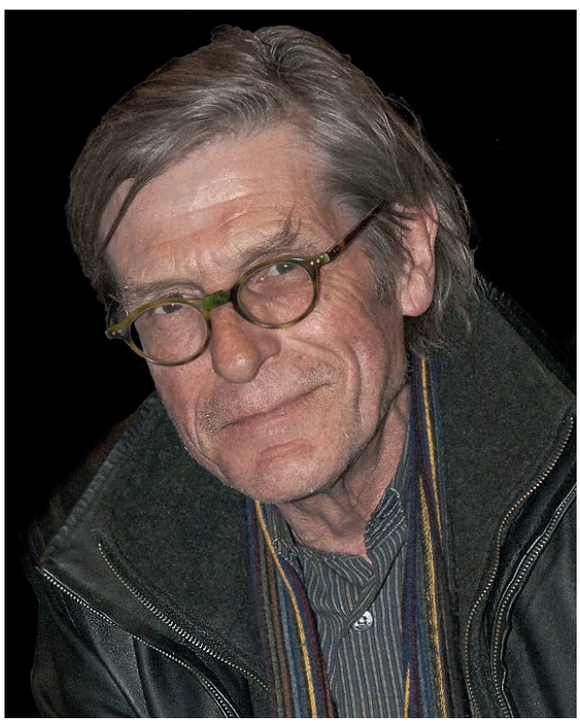
Al-Wazir (Grüne), ein gebürtiger Offenbacher, zugleich Stellvertreter des Hessischen Ministerpräsidenten Volker Bouffier (CDU), alteingesessener Gießener mit französischem Namen, dessen sprachgeschichtliche Herkunft im Viehtreiben von Ochsen zum Metzger begründet sein soll.

Zwischen Sprachlabor und Sprachmuseum

Derzeit sind es die Anglizismen und die Sprache des Internets. Vermutet die Oma noch hinter einem „Browser“ im dialektalen Sprachwitz eine neue Duschvorrichtung im Bad, dürfte eine „Äpp“ ihr mehr Fragen eröffnen als sie „noch äbbes“ zu beantworten verspricht. Längst gehört das „Daunloare“einer „Wäbsaire“ zum dialektalen Wortschatz, sehr zum Leidwesen der Dialektpuristen, Heimat- und Brauchtumschützer, deren Bestreben im steten sozialen und kulturellen Wandel einer offenen Gesellschaft auf die Probe gestellt wird. In allen hessischen Kommunen bestehen heute neben der Standardsprache als Hauptsprache und den Dialektvarietäten verschiedene multikulturelle und bilinguale Sprachebenen, die im Sinne eines Code-Switchings die Alltagskommunikation bestimmen und kulturelle Identifikationsmerkmale aus übernommenen und neu hinzu gewonnenen Merkmalen und Werthaltungen am Beispiel des Neuhessischen der Metropolregion Rhein-Main im Alltag ausbilden.

Des Weiteren gehören heute Englisch und Französisch zum Schulstandard, werden Fremdsprachen im Urlaub erworben oder im internationalen Geschäfts- und Reiseverkehr vorausgesetzt. Zudem beherrschen Mode- und Jugendsprachen die Sprachebenen, wie ehedem in allen Sprachperioden Lehnwörter und Redewendungen die Mäuler bestimmt haben. Das oftmals Banale wird heute mit Fremdworten überdeckt und – insbesondere in der Werbung – als zusätzliches persönliches Identifikationsmerkmal und psychologisches Scharnier des Sozialprestiges aufgewertet. Aus dem Lebensmittelgeschäft wird ein *„Fuud Zänter“* und aus dem Hausmeister ein *„Fäzilliti Mänätscher“* – und aus der heimischen Mundartgruppe selbstredend ein *„Daieläkt Tiim“* mit ortsansässigem *„Daieläkt Kootsch“* und *„Akkaunt Mänätscher“* für den Internetauftritt. Wer einmal versucht hat, im Umkehrschluss in einem Bettengeschäft eine moderne Heizdecke als einen *„elektrischen Kolter“* zu erstehen, der dürfte spätestens beim Raumausstatter in sprachliche Nöte und ins Schlingern geraten, wenn er für seinen „Näab-ää“ (Neubau) eine energiesparende Fußbodenheizung als *„Biarrewärmer“ (Bodenwärmer)* anschaffen will.

Eine stete Herausforderung für den, dessen traditionelle Sprachkultur jeweils auf das Neue an der Sprachwirklichkeit scheitert. Heute aus der romantischen Retrospektive eines Sprachmuseums „volkstümelnder Krähwinkelei und Sonntagsheimaten“ (Walter Jens) dennoch eine dialektale Leitkultur für morgen zu begründen, das ist mehr als nur ideologischer Mumpitz. Wer da heraus ein „Kulturerbe“ begründen will, der meint nichts anderes als einem populistischen Folklorismus als regressiver Reflex das Wort zu reden auf eine mal wieder aus den Fugen geratene Welt. Aber wer seine sprachliche Heimat „nur retrospektiv beschreiben kann, der hat sie schon aufgegeben“, sagt Klaus Klöckner, Frankfurter Germanist und Kulturwissenschaftler. Und wer die Zukunft aus dem Gestern heraus gestalten will, der kommt schon morgen mit klapperigen Knochen und alten Maulsperren daher. Eine solche Zukunft mit ideologischen Krücken zwischen saurem Wein und seifigem Handkäs braucht kein Mensch!



Kurt Werner Sänger

Otto Grünmandl Literaturpreis 2020

Das Land Tirol zeichnet Annemarie Regensburger und Hubert Flattinger aus

Mittwoch den 7. Oktober, überreichte Kulturlandesrätin Beate Palfrader der Schriftstellerin Annemarie Regensburger sowie dem Schriftsteller und Zeichner Hubert Flattinger den mit 5.000 Euro dotierten Otto Grünmandl Literaturpreis 2020. „Aufgrund der diesjährigen Ausnahmesituation durch die Coronakrise und den daraus resultierenden schwierigen Umständen für Kulturschaffende vergeben wir den Literaturpreis ausnahmsweise an zwei herausragende Persönlichkeiten der Literaturszene“, informiert LRin Palfrader. Dieses Jahr findet die Verleihung aufgrund der Coronakrise nur im kleinen Kreis im Lesesaal des Tiroler Landesarchivs statt.

„Annemarie Regensburger wird aufgrund ihrer vielfältigen Verdienste um die Dialekt-Lyrik, einem durchaus herausfordernden Segment der Tiroler Literaturlandschaft, ausgezeichnet. Sie hat die Plattform ‚wortraum‘ und damit Vernetzungsmöglichkeiten im regionalen, nationalen und gesamten deutschsprachigen Raum geschaffen“, zitiert LRin Palfrader aus der Jurybegründung. Die Autorin engagiert sich darüber hinaus für eine reflektierende Erinnerungskultur hinsichtlich der Option, der Zeit des Nationalsozialismus sowie des Lebens von Frauen im ländlichen Raum in der Nachkriegsgesellschaft. „Sie tritt mutig für demokratisch-liberale Werte und für die Wahrnehmung von Frauen in Literatur, Kultur, Gesellschaft und Politik ein“, so die Landesrätin.

Hubert Flattinger ist vielseitiger Literat, aber auch Illustrator und Zeichner. „Er wurde dreimal mit dem österreichischen Mira-Lobe-Stipendium ausgezeichnet und vermittelt seine Erfahrungen im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur am Institut für Sozialpädagogik in Stams“, sagt LRin Palfrader. Flattinger hat auch Theaterstücke und Hörspiele geschrieben. „Phantasie, Humor sowie große Menschenfreundlichkeit prägen seine Texte und sein Auftreten. Sein literarisches Schaffen ist absolut preiswürdig.“

Preis fördert Tiroler Literatur

Die Auszeichnung wird seit dem Jahr 2010 alle zwei Jahre in Erinnerung an den im Jahr 2000 verstorbenen Tiroler Kabarettisten, Volksschauspieler und Schriftsteller Otto Grünmandl vergeben. Mit dem Preis würdigt das Land Tirol das Gesamtwerk oder herausragende Einzelleistungen von Tiroler SchriftstellerInnen. Die Zuerkennung erfolgt auf Vorschlag des Kulturbeirats für Literatur, darstellende Kunst und Film. 2018 ging der Otto Grünmandl Preis an den Autor und Poetry Slammer Markus Köhle.

Von links Annemarie Regensburger, Laudatorin Irmgard Bibermann, LRin Beate Palfrader sowie Hubert Flattinger bei der Verleihung des Otto Grünmandl Literaturpreises 2020.

© Land Tirol/Schwarz

Nicht nur in Monza «auf der Strecki» geblieben

Dass Mundarten in der Schweiz literaturtauglich sind, steht spätestens seit Kurt Martis «Rosa Loui», seit den Chansons der Berner Troubadours, den Gedichten des Emmentalers Ernst Eggimann, den Mundarterzählungen einer Barbara Traber oder, im Solothurner Dialekt, eines Ernst Burren in unserem Land kaum mehr zur Diskussion. Pedro Lenz hat mit seinem «Goali» bewiesen, dass Mundartliteratur Bestsellerpotential hat und filmreif werden kann, Guy Krneta steht ihm mit seinen Hörspielen und Erzählungen in nichts nach, und in der Berner Mundartszene beweist auch der stets älteste Teilnehmer an diversen Slampoetry-Wettlesen, der Mundartlyriker Hansjürg Zingg, mit seinem Gedichtband «My Wörtersack», dass der Dialekt nach wie vor das Potential für poetisch dichte, lebensnahe Texte bereithält. Dass auch die Schweizer Rock- und Chansonszene, von Züri West über Patent Ochsner bis zu Polo Hofer, um nur einige Klassiker zu nennen, ohne Mundart längst nicht mehr denkbar wäre, davon kann sich gelegentlich sogar ein Radiohörer des Kultursenders SRF 2 überzeugen. In der Literaturszene, namentlich auch in der Lyriksparte, haben sich in neuerer Zeit in fast allen Regionen der deutschsprachigen Schweiz überragende Mundartautorinnen und -autoren profiliert, im Wallis etwa Bernadette Lerjen-Sarbach, in der Innerschweiz die Obwaldner Julian Dillier und Karl Imfeld, und in der Ostschweiz die im Juni 2019 hier vorgestellte Bertha Thurnherr aus dem St. Galler Rheintal (s. IDI-Info Nr. 107), um nur einige Wenige zu nennen. Ganz abgesehen von Ostschweizer Spokenwordkünstlern und Slampoeten wie Renato Kaiser, Martina Hügi oder dem Slammerduo Sven Hirsbrunner und Dominik Muheim sowie von der bereits legendären St. Galler Tradition des literarischen Kabaretts aus den Küchen eines Joachim Rittmeyer oder eines Manuel Stahlberger. Auch andere Kabarettisten haben in ihren Programmen der Mundart immer wieder einen wichtigen Platz eingeräumt: der Solothurner Franz Hohler zum Beispiel, der später auch als Lyriker mundartlich geschrieben hat, der Zuger Osy Zimmermann oder der Luzerner Emil, der bei seinen Auftritten in Deutschland jeweils Hochdeutsch sprach und mit seinen äusserst amüsant eingesetzten Dialektismen bereits etwas vorwegnahm, das der Berner Roland Reichen in unseren Tagen mit seinen Romanen konsequent weiterentwickelt hat.

Dennoch hat es Mundartliteratur selbst bei einer literarisch interessierten Leserschaft eher schwer. Das Hauptargument gegen Mundartlektüre ist immer die schwierigere Lesbarkeit, da unser Auge sich seit der Schulzeit daran gewöhnt habe, die Wörter als Ganzes aufzunehmen. Beim Lesen von Mundart jedoch müsse man oft genug Buchstabe für Buchstabe mühsam zusammensetzen, um dann ein Wort zu erhalten, das man womöglich nicht einmal richtig verstehe. Dass diese Lesemühe auch Vorteile in sich birgt, nämlich die Möglichkeit, eine Kultur der Langsamkeit gerade auch beim Lesen zu entwickeln, eine Lesehaltung, welche uns vor dem oberflächlichen Drüberhinweglesen bewahren kann, sticht bei dialektunwilligen Leserinnen und Lesern in der Regel nicht. Gegen das Argument der schweren Lesbarkeit ist freilich doch ein Kraut gewachsen, nämlich eine dem Buch beigelegte CD, von welcher alle Texte auch übers Ohr aufgenommen werden können.

Einen ganz neuen, bisher in der Schweiz – von Emil einmal abgesehen – einzigartigen Gebrauch von Mundart entwickelte der Berner Autor Roland Reichen mit seinen Romanen «Aufgrochsen» (2006), «Sundergrund» (2014), und in diesem Jahr mit seinem neuen Roman «Auf der Strecki». Die Protagonisten in Reichens Romanen stammen alle aus sozial benachteiligten Schichten, es sind Drogensüchtige, Ausgesteuerte, psychisch Kranke, Kleinkriminelle, bildungsferne Leute, die von der Hand in den Mund leben, weil sie durch sämtliche Maschen der sozialen Netzwerke gefallen sind und sich hart am Rand, oft genug auch jenseits des Rands eines staatlich definierten Existenzminimums durchs Leben schlagen. Mit andern Worten: Sie sind «auf der Strecki» geblieben. Die verschiedenen Erzählstränge dieser Romane werden uns in hochdeutscher Sprache präsentiert, aber in was für einem Hochdeutsch! Reichen lässt die meisten seiner Figuren aus der Ich-Perspektive erzählen. Und alle erzählen so, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ein

Schnabel, der sich bei ihrer minimalen Schulbildung natürlich hauptsächlich am Dialekt gewetzt hat. Doch gerade aus diesem Manko schafft Reichen eine eigene Kunstsprache, welche den hochdeutschen Sprachduktus auf Schritt und Tritt sowohl in der Wortwahl als auch grammatikalisch mit Mundartlichem aufbricht. Eine Kunstsprache, die allerdings in keiner Weise künstlich wirkt, sondern im Gegenteil sehr authentisch ist und den meist traurigen, jedoch oft auch augenzwinkernd aufgelockerten Handlungen adäquat.

Im Zentrum des neuen Romans steht eine Reise von Vater und Sohn zum Formel 1-Grand Prix in Monza. Sie benutzen ein Arrangement des Billiganbieters, «Passion Reisen Steffisburg» und merken erst nach ihrer Ankunft, dass im Preispaket von Fahrt und Rennen nur die billigsten Tickets einberechnet wurden. Damit werden die beiden zu hoffnungslosen Zaungästen degradiert, welche nur ab und zu durch irgendeine Absperrung das Heck eines vorbeirasenden Boliden zu Gesicht bekommen.

Vom Busparkplatz zur Rennstrecke ist bei grösster Hitze ein langer, für den übergewichtigen Vater fast nicht zumutbarer Fussmarsch zurückzulegen. Der folgende Ausschnitt aus der Schilderung dieses Marsches zur «Strecki» soll stellvertretend illustrieren, wie Reichens Figuren und deren Handlungen mit der gewählten Erzählsprache eine grösstmögliche Einheit zu bilden vermögen:

Dass die Pajassen da keine Bänkli aufstellen können!», kiichet Vättu. «Dann könnte man zwischendurch wenigstens einmal abhocken.» Jetzt bleibe ich wie angewurzelt stehen. «Ja, Vättu, siehst du denn wirklich nicht, dass ich die beiden Klappstühli in den Händ trage?», fahre ich ihn an. «Wir können abhocken, wann immer wir wollen.» Das tun wir dann auch. Wir stellen die Stühli ins dürre Gras neben dem Strässli. Das Segeltuch, zwischen den Metallstangi, das ächzt bedenklich, wo sich Vättu mit einem Stöhnen darauf herbasacken lässt. Aber es hält; ist eben Waar von der Landi. Wie zwei Bratwürst prägeln wir dann da an der Sunne, während Scharen von Fän an uns vorüberziehen, mit ihren Team-Fahni, ihren Team-Leibli und -Hüteln. «Üh, meine Füss...» piestet Vättu. «Eh, der Pudel, der hätte da einfach näher an die Strecki heranfahren müssen; das ist doch kein Service, eine so eine Latscherei!» Schweissbäch tropfen ihm von der Nase und aus dem Bart. Einen Schutz gegen die Sunne haben wir nicht. Da hat uns das Müeti keinen in den Rüdu eingepackt.

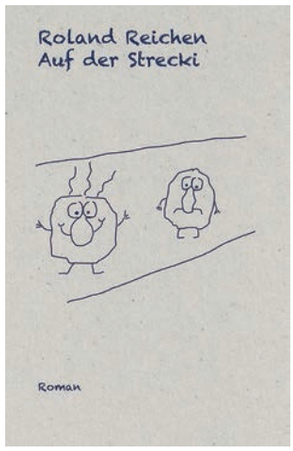
Halb gekocht, nach vielen weiteren Halten auf den Stühli, langen wir endlich doch im Schatten vom Wäldli an. Der Wisu ist natürlich längst auf und davon. Wir halten Ausschau nach seinem Geheimwegli, wo da links vom breiten Kiesweg abgehen soll. Aber das einzige Wegli nach links, wo wir finden, da hat sich nur einer einen Pfad gebahnt, um für nach zwei, drei Meter grusig hinter einen Busch zu pfunden.

Es ist unschwer zu erkennen, dass dieser Ich-Erzähler anschaulich und lebendig zu schildern weiss, dass er wohl auch belesen ist (was korrekt formulierte Sätze, manchmal sogar äusserst gewählte hochdeutsche Wendungen immer wieder beweisen), dass jedoch gerade sein empfindliches Defizit, eben dieses sorglose Vermischen von Dialekt und Hochdeutsch, viel zur Lebendigkeit, zur Unmittelbarkeit, mit einem Wort: zur Authentizität des Geschilderten beiträgt.

Für Leserinnen und Leser, die trotz des hier beschriebenen hochdeutschen Duktus – er garantiert gegenüber einer reinen Dialektliteratur eine recht leichte Lesbarkeit – noch zaudern, ein Buch von Roland Reichen in die Hand zu nehmen, sei zum Schluss beschwichtigend vermerkt: Im Anhang des Buchs stehen in einem Glossar alphabetisch aufgelistet ganze 17 Seiten Worterklärungen zur Verfügung.

Erwin Messmer

Roland Reichen:
Auf der Strecki.
Roman. 126 Seiten.
Der gesunde Menschenversand GmbH,
978-3-03853-104-3
CHF 26,00
Luzern, 2020.



Die Ferne beginnt vor dem Gartentor

Lyrik von Wichtrach bis Wald im Appenzell: Der Berner Dichter Erwin Messmer reist in seinem neuen Gedichtband durch die Schweiz - und durch seine muntere Fantasie.

Beatrice Eichmann-Leutenegger

Wer hätte sich nicht auch schon einen Zauberteppich gewünscht, der ihn hinwegtrüge. Doch man weiss es ja, dass das Gute nicht allein in der Ferne liegt. Erwin Messmer, 1950 in Staad SG am Bodensee geboren und seit langem in Bern lebend, wo er eine reiche Tätigkeit als Organist und Autor entfaltet hat, ist ein leidenschaftlicher Reisender. Ihn locken nicht aussereuropäische Kontinente, sondern Städte, vor allem Paris, ebenso Wien, Weimar, Oslo, Bologna, Salzburg oder Taormina auf Sizilien. Indessen muss er gar nicht so weit schweifen, um lyrisch angeregt zu werden. Selbst Wichtrach, wo spätnachts der letzte Zug bereits abgefahren ist, verleitet ihn zu einer Humoreske: «Doch ach / ich seh ihm nach / Die Welt kann uns / Wichtrach und mich / aus ihrer Liste streichen.» Erwin Messmer ist einer der wenigen im Land, die in ihren Gedichten auf der Klaviatur des Witzes zu spielen wissen, ohne in die Fallen der Banalität zu tappen. Daher liest man seine Verse mit Genuss, langweilt sich keineswegs und stösst auch nicht an jene Wände, welche die Verständlichkeit behindern und die Lesenden missmutig zurücklassen. Dennoch liegt unter der Oberfläche ein Tiefsinn verborgen, nach dem man nicht lange suchen muss. Wenn einer zum Beispiel nur eine Tagesreise weiter westlich fährt, so gilt trotzdem: «Du bleibst / der du bist / Verteidiger deines / Bezirks der an / Durchlässigkeit zu wünschen übrig / lässt von aussen / wie auch von innen.»

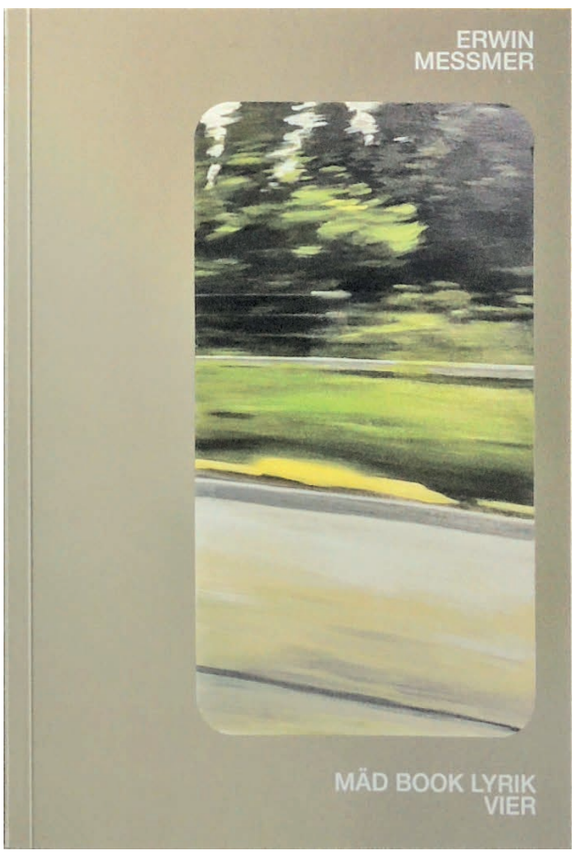
Vom Fernweh kosten

Er solle immer schön auf dem Teppich bleiben, mahnen die Freunde, und diesen Satz greift Erwin Messmer auf, um ihn weiterzuentwickeln. Ja, wo soll er denn sonst bleiben, wenn nicht auf dem Teppich, und was geschieht, wenn dieser Teppich ohne ihn abhebt? Darin liegt eine der Stärken dieser Gedichte: Sie spinnen dank der Kraft einer munteren Fantasie Aussagen, Begegnungen, Szenen, Beobachtungen weiter, bis der Autor den Ausgangspunkt verlassen hat und an einem inneren Ort landet, der nicht vorauszusehen war.

Manche dieser Gedichte, oft zur finalen Pointe zugespitzt, veranstalten Reisen im Gedankenreich. Fast wehmütig stösst das lyrische Ich einmal die Schublade zu, in der die Reiseprospekte liegen: «War ein bisschen in den / Bildern unterwegs / Nur ein Versuch / sozusagen ein Ausbruch.» Wer hat nicht gerade in jüngster Zeit dieses Gefühl empfunden, vom Fernweh gekostet?

In Erwin Messmers Gedichten, die häufig eine kleine Geschichte entfalten, liegen die Gegensätze nah beieinander, oft bestürzend nah. Idylle und Ernüchterung verschwistern sich überraschend in «Wald AR. Gasthaus». Gegenwart und Vergänglichkeit kreuzen sich im «Neujahrsspaziergang», an einer Schnittstelle zwischen den Jahren: «Den Augenblick / würdigen / als schön und / schon vorbei.» Der Autor mit seinem unverkennbaren Schalk erweist sich auch als sanfter Melancholiker.

Erwin Messmer: Und wenn mein Teppich plötzlich flöge. Gedichte von unterwegs. Mit Bildern von Christa Schmutz. Mäd Book Lyrik 4. Basel 2020, 98 S., ca. 16 Fr.



Literaturausflug der ‚Gruppe Mundart'

Alljährlich zum Herbstbeginn organisieren Mitglieder unserer Mundartgruppe von ‚Literatur Vorarlberg' ein Treffen bzw. einen Ausflug, der literarischen Interessen ebenso dienlich sein soll wie einem regen kollegialen Austausch. Dieser langen Tradition wollten wir auch im ‚Coronajahr' 2020 keine Absage erteilen. Die Ungewissheiten in Bezug auf das ‚Virusgeschehen' zwangen uns aber, keinen größeren Ausflug zu planen, sondern einem Gedanken Goethes zu folgen: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Adolf Vallaster hatte die Idee zu einer Besichtigung der im Vorjahr eröffneten, neu und großzügig erbauten Stadtbibliothek Dornbirn. Irma Fussenegger, bekannte Mundartautorin aus Dornbirn, langjähriges Mitglied unserer Gruppe sowie ehemalige Mitarbeiterin und Schreibgruppenleiterin in der Bibliothek Dornbirn, erklärte sich bereit, alles vorzubereiten und zu organisieren.
Die Virus-Situation ließ es erfreulicherweise zu, dass wir uns am 1. September in Dornbirn planmäßig treffen konnten. Wir wurden freundlichst empfangen und von der Büchereileiterin Frau Dr. Ulrike Unterthurner durch das imposante Gebäude geführt. „Aktives Bürgerengagement, kooperatives Arbeiten, Lernen und Partizipation an gesellschaftlichen und kulturellen Prozessen sollen hier ermöglicht und gepflegt werden", betonte Frau Unterthurner. 55.000 Medien stehen bereit, gelesen, bespielt und ausgeliehen zu werden. Analog und digital ist alles geboten, was sich ein Bücherwurm heutzutage vorstellen und erträumen kann. Lesen, lernen, Projekte erarbeiten, Veranstaltungen organisieren oder besuchen und – beliebt bei der Jugend - Spielen in der ‚Gaming-Zone'. Für letztere Bezeichnung hätten sich die anwesenden MundartliteratenInnen einen anderen Begriff ausgesucht. Schon war man versucht, Vorschläge zu kreieren, aber die Führung war noch nicht zu Ende. Wir wurden vielfältig beeindruckt, auch von der Übersichtlichkeit, den großzügigen Räumen und Möglichkeiten, nicht zuletzt von der phantastischen Architektur des ganzen Gebäudes. Die äußere Fassade ist beispielsweise als fixer Sonnenschutz konzipiert und umfasst 7714 Keramikziegel. Diese erinnern in ihrer Optik an Bücherwände, Bücherregale, Zeilen mit Lettern, Buchstaben, Hieroglyphen und Zeichen. In der gemütlichen Cafeteria, durften wir uns nach der Führung stärken. Hier ohne Mundschutz, denn in der Gastronomie gab es zu der Zeit keine Mundschutzpflicht. So konnten wir Kaffee, Kuchen und die gesellige Pause doppelt genießen. Den zweiten Teil unseres Treffens gestaltete Irma Fussenegger mit einer zweistündigen Schreibwerkstatt, während der wir feststellten, dass wir trotz ‚Coronazwangspausen' immer noch große Lust am Schreiben, Vortragen und am literarischen Diskurs hatten und haben.
Es entstanden spannende Texte, in denen die Mundarten aus verschiedenen Regionen Vorarlbergs ihren bewährten Platz einnahmen. „Federlesen" war das Motto der Schreibwerkstatt. So wurde zum Teil mit echten Federkielen und farbiger Tinte geschrieben, was kein Schwarz-Weiß-Denken duldete, sondern Buntheit in unser literarisches Treffen brachte.

Birgit Rietzler

Vorarlberger MundartautorenInnen, unter ihnen auch etliche IDI-Mitglieder. Foto: Elmar Gehrer

Dr Öpflbòmm

I dr Mitte stòht an schiafa Graggli
i dr Bündt bim alta Huus
blöit rosawiiß der alte Waggli
jeda Früahlig überuus

Denn grüanat r im Blätterdach
er knoschpat und will gfalla
treet Öpfl, Öpfl hundertfach
die süaßischta vò allna

An Luuser kleattarat vò Ascht zu Ascht
füllt sine Säck, dr Hosalatz
vrhangat i dr schwära Lascht
Kralla wetzt am Stamm dunn d Katz

D Oma höcklat uf am Bank im Schatta
a Lüftle süsalat dur s Loob
sie rüaft nòch: Wart i hol di - har di Gatta
s Büable macht sie us am Stoob

Zruck bliebt i dr spòta Stund
a Schauklbreatt, dr Vogelsang
und hi und dò a Falla uf a Grund
roti Frucht, dr Schatta lang

D Nacht leet si is Krònabett
s Mòòrund ka dri riifa
wenn d Oma gòht
für all
i wett
würd d Baggrschuufla
d Bündt aagriifa

Astrid Marte

«Dr Öpflbòmm» ist das einzige der vier Gedichte von Astrid Marte, das vierzeilige Strophen hat und mit Paarreimen, dem Inhalt angemessen, den alten Volksliedton aufnimmt; nur in der Schlussstrophe ist das Grundmuster graphisch «zerbrochen», weil diese Strophe die vorher aufgebaute Heimeligkeit zerstört. Formal ist das nachvollziehbar. Inhaltlich ist das Gedicht uneinheitlich, führt zuerst vom Blühen bis zur Fruchtreife und entwirft dann die Szene mit dem kleinen Apfeldieb und der Grossmutter. Ich würde den zweiten Teil der ersten Strophe und den ersten der zweiten streichen, also etwa: I dr Mitte stòht an schiafa Graggli / i dr Bündt bim alte Huus / treet Öpfl, Öpfl der alt Waggli /süessi, süessi überuus (oder ähnlich). Dann bleibt allein die Szene, auf die es ankommt; die Kontur wird einheitlich. Dass die Katze in der letzten Zeile der dritten Strophe unvermittelt auftritt, gefällt mir auch nicht. Denn sie bricht die Dynamik Oma–Bub.Das Kraftwort würde ich hardigatta schreiben, denn es ist, laut einem Aufsatz von Metka Furlan, aus ungarisch ördögadta «verdammt» entlehnt.

Sand

Sand
rislat uf a Hóórboda
rinnt in Kraga
rutscht dr Buggl ab
riibt im Pospalt

Sand
kleabat uf dr Zunga
knirschat zwüsch da Zäh
krüücht undr d Fingernägl
kützlat im Hosarohr

Sand
Sand
Sand
und Wasser

mitta im Summr
wit furt vò allam
grab i miine Füaß

i Pauliniles
Sandkischta

Astrid Marte

In «Sand» macht Astrid Marte formal dasselbe wie im «Öpflbòmm»: mit den zwei letzten Zeilen «zerstört» sie das Bild, das sie vorher aufbaut. Vor den Lesenden entfaltet sich ein Sandstrand am Meer, an dem das erzählende Ich fern von allem einen Sommertag geniesst. Mit den letzten Zeilen zieht sich der Strand als Wunschvorstellung zurück in den Kopf der Erzählenden, die nur ihre Füsse in einen Sandkasten gräbt. Die schwelgenden Lesenden nehmen das leicht enttäuscht zur Kenntnis. Formal, inhaltlich und sprachlich gibt es nichts einzuwenden.

Uurüabig gschlòfa

wach
mitta i dr Nacht
da Hüüfa vo Arbat nòchigsinnat
a di furchtbara Nòchrichta im Radio denkt
s blöde Grätsch vo dr Nòchbüri gstudiert
alle Kaffee vom Tag zemmazellt
heallwach
gega Morga
müad
uufgstanda
d Arbat aapackt
d Nòchrichta im Radio glosat
dr Nòchbüri duri gwunka
und an zweita Kaffee ahalòò

Astrid Marte

In «Uurüabig gschlòfa» liegt das lyrische Ich mitten in der Nacht hellwach. Durch den Kopf gehen ihm die Arbeit, die Nachrichten, die Nachbarin und der Kaffee, den es getrunken hat. Am Morgen wiederholt sich im Alltagsablauf in derselben Reihenfolge, was in der Nacht den Schlaf kostete: Arbeit, Nachrichten, Nachbarin, Kaffee. Das Gedicht arbeitet mit zwei Entgegensetzungen Nacht-Morgen und (hell)wach-müde und dem Parallelbau der vier Elemente. Im Sinne einer Verknappung, die ja im zweiten Teil gegeben ist, frage ich mich, ob es im ersten Teil nötig ist, die Elemente zu qualifizieren. Würde das Gedicht nicht mehr wirken, wenn es im ersten Teil auch lakonisch bliebe, also: dr Arbat nòchigsinnat / a d Nòchrichta im Radio denkt / s Grätsch vo dr Nòchbüri gstudiert? Lässt man den ersten Teil expandiert, deutet er so formal auf die breite Last des Grübelns. Ich bin unentschieden.

Astrid Marte

Paradiis

Eva us ra Rippa vòm Adam
zwaa us am gmacht
Frau und Maa
a Spältle Platz dazwüscha
gnua für na Schlanga

Adam und Eva - a schwärs Erb
aas us zwaa macha
mitnand mee schöö as schwär
s wäär a Sünd
ma tääts net

Astrid Marte

Im Gedicht «Paradiis» ist das Titelwort meines Erachtens so bedeutungsträchtig, dass es die ersten Zeilen der beiden Gedichtabschnitte gar nicht braucht. Sie klingen nach biblischem Fingerzeig, der nicht nötig ist. Also: zwaa us am gmacht / Frau und Maa / a Spältle Platz dazwüscha / gnua für na Schlanga
aas us zwaa macha / mitenand mee schöö als schwär / s wäär e Sünd / me tääts net. Gekonnt ist das Spiel mit dem Wort «Sünd», das ja im ersten Abschnitt in der Schlange steckt und zum Verlust des Paradieses führte. Im zweiten Abschnitt wäre es eine Sünde, wenn man aus zwei nicht eins machen würde, also das Paradies nicht wiedergewänne. Das Gedicht ist in seiner Kürze vertrackt gut! Mich stört einzig die Zeile «mitenand mee schöö as schwär». Irgendwie hat das «mee schöö as schwär» nicht dasselbe Gewicht wie der Rest. Weil Gott aus einem zwei machte, könnte man schreiben «nur mitenand», d. h. ohne Ihn.

Christian Schmid

Christian Schmid

„Schee und schiach“ im Jahr 2020

Am 25.9.2020 fand die 33. „Niedernsiller Stund“ im Kulturzentrum Samerstall statt. Als das Motto der beliebten Mundartveranstaltung feststand, hatte noch niemand die leiseste Ahnung, was alles auf Künstler und Veranstalter in Form einer schiachen Pandemie zukommen könnte. Was tun? Die Veranstaltung ganz absagen hätte allen Teilnehmenden schiach getan, deshalb passten sich alle einfach den Vorgaben an und so wurde der Abend trotz Einschränkungen schee und etwas Besonderes.
Mit ihren Gedichten, Geschichten und Zwiegesprächen - heiter, ernst, getragen, nachdenklich, kritisch - vermittelten vier Mundartschaffende ihre Sichtweise auf Schees und Schiachs. Julia Steiner, Cornelia Allmayer-Krieg, Heidrun Gruber und Max Faistauer hatten sich auch durch das Betrachten von Blumenbildern des Uttendorfer Malers Volker Lauth zu manchem Text inspirieren lassen. Die Bilder waren während der Lesung ausgestellt, so hatte das Publikum Hör- und Sehgenuss, wenn Gedichte über Amaryllis, Iris und Orchideen gelesen wurden.

Manfred Baumann führte nicht nur schee durchs Programm, sondern führte auch Regie, denn es war eine Herausforderung die Dichterinnen und den Dichter abwechselnd und mit Abstand auf die Bühne zu bitten.
Musikalisch wurde die Niedernsiller Stund durch die fantastischen Musiker Maria Gstättner und Stefan Heckel umrahmt. Die außergewöhnliche Kombination von Fagott und Akkordeon war anfangs etwas ungewohnt, fügte sich aber harmonisch ins Motto des Abends ein.

Hinten: M. Faistauer, H. Gruber, vorne: C. Allmayer-Krieg, M. Baumann, J. Steiner

9. St. Kolomaner Mundartroas

(Coronabedingt ohne Publikum)
Die Aufzeichnung des ORF Radio Salzburg wurde am 29. Okt. 2020 20 Uhr gesendet

„Denkn – dankn – gfreun“
ein Titel, der von der Organisatorin Erika Rettenbacher ausgewählt wurde und nicht nur aus belanglosen Worten besteht. Nein, es sollte ein Leitfaden sein, der ein Lebensgefühl ausdrückt, das uns Kraft gibt, uns vor unüberlegten Entscheidungen bewahrt, uns dankbar sein lässt und uns die Freude über das Gute, das uns im Leben widerfährt, nicht vergessen lässt. Manfred Baumann führte wie immer mit einfühlsamen, gut durchdachten und interessanten Überleitungen durch das Programm, wobei er wie ein Dirigent Wort und Musik einordnete und verband. Heidelore Wallisch-Schauer, die im letzten Moment für eine Kollegin einsprang, erspürte rasch das Motto des Abends und verband mit ihrem hochprofessionellen Können mit Hackbrett oder Maultrommel die verschiedenen Themenbearbeitungen der Dichter. Diese trugen eigene passende kritische, gemütvolle oder lustige Texte vor. So versuchte Mathilde Kapfinger mit Naturlyrik Hoffnung in schlechten Zeiten zu geben. Christine Eßl zeigte auf, wie wichtig es sei, Beziehungen und die damit verbundene Dankbarkeit zu pflegen. Gerlinde Allmayer, die auch in dieser unruhigen Zeit, in der sich ständig alles ändert, erst am Tag vor der Aufnahme ersucht wurde mitzuwirken, konnte aus ihrem großen Repertoire kurzfristig aktuelle Texte vortragen. Sie beschrieb, wie wichtig es sei, dass Erfahrungen von der „fast weggesperrten Generation“ weitergegeben würden. In einem Text stellte sie dar, was passieren kann, wenn vor einer Aufführung ein ständiger Wechsel der Mitwirkenden stattfindet. Die Rundfunkaufnahme des ORF Radio Salzburg, die im keinen Kreis stattfand, war erfüllt von Harmonie und wurde von Erika Rettenbacher, begleitet von feiner Harfenmusik mit den Worten beendet:

Mit da Liab a Netz spinna

a Netz üba dö ganze Welt –

dö ganze Welt

Erika Rettenbacher

Sitzend v. l. Erika Rettenbacher, Gerlinde Allmayer, Christine Eßl, Mathilde Kapfinger hinten l. beginnend Bürgermeister Herbert Walkner, Heidelore Wallisch-Schauer und Manfred Baumann.